

Pellegrino T.

«Plötzlich sind viele Jahre vergangen, und du fühlst dich in Zürich wohl!»



Pellegrino T., m., geboren 1941, aus Kampanien/Italien, seit 1962 in Zürich

- Woher kommst du? Ich stamme aus der «Campania», einer Region in Süditalien mit Neapel als Hauptort. Ich bin aus der Provinz Benevento, einer der fünf Provinzen Kampaniens. Benevento liegt beinahe in der Mitte von Italien, im Apenin. Mein Dorf, San Marco dei Cavoti, befindet sich eine knappe Autostunde östlich von Benevento.
- Woher stammen deine Vorfahren? Sie waren immer in diesem Dorf gewesen, und zwar väterlicherseits wie mütterlicherseits. Geboren bin ich 1941. Wir waren drei Knaben und zwei Mädchen. Ich bin der Zweitälteste. Meine Eltern hatten einen kleinen Bauernhof. Ich besuchte zuerst die Volksschule und dann die «scuola media», die bei uns vergleichbar ist mit der Sekundarschule. Als ich die Schulzeit hinter mir hatte, musste ich auf dem Bauernhof helfen. Wir hatten drei Kühe, zwei Rinder, einen Esel und etwa 40 Schafe. Dazu kamen Hühner und Schweine. Aber meine Eltern besaßen kein eigenes Land ausser dem Stück Boden, auf dem sich der Hof und ein Garten befanden. Dieser Boden gehörte dem Grossvater, der auch mit uns lebte. Dazu kam Pachtland.
- Wie konnte sich eure Familie ernähren? Wir mussten Land von den Grossgrundbesitzern pachten und Zins zahlen. Dieser Pachtzins war damals so hoch, dass er in schlechten Jahren mit der Ernte nur knapp gedeckt werden konnte. Die Grossgrundbesitzer wollten den Zins in Naturalien: Weizen, Mais, Lammfleisch und Käse. Land konnte man nicht nur von den Grossgrundbesitzern pachten. Leute mit Lebensmittelläden oder kleinen Handwerksbetrieben, die Land geerbt hatten, verpachteten es ebenfalls. Unser Land war nicht sehr fruchtbar. Das Dorf liegt fast 700 Meter über Meer, und unsere

Güter, die wir gepachtet hatten, lagen bis auf 1000 Meter. Damals wie heute denke ich, dass die Pachtzinse sehr hoch waren. Das heisst, die Landbesitzer profitierten.

Wie war die soziale Schichtung im Dorf? Da gab es den Mittelstand, eben die Handwerker und kleinen Ladenbesitzer; dann gab es die Oberschicht, die Grossgrundbesitzer, die sogenannten «Signori»; die hatten mehrere Bauernhöfe mit von ihnen eingesetzten Pächtern, und sie besaßen noch weiteres Land, das sie an Leute wie uns verpachten konnten. Die «Signori» waren sehr eingebildet. Sie führten sich als «Signori» auf: ja nie grüssen, sondern warten, bis der Pächter zuerst grüsst. Sie wurden mit «Don», Herr, angesprochen. «Don» bedeutet in Süditalien etwas Ähnliches wie bei uns das «Von» vor dem Namen. Die Pächter auf den Höfen der «Signori» mussten die Hälfte ihrer Erträge abliefern. Wir Bauern mit eigenen Höfen hingegen nur etwa einen Fünftel. Aber wir hatten viel weniger Erträge als die Bauern in den unteren, besseren Lagen, die fruchtbareres Land bewirtschaften konnten. Auch in den schlechten Jahren mussten wir genau gleichviel abliefern.

Welche Vorstellungen hattest du als 10-, 12jähriger Knabe über deine berufliche Zukunft? Mein Traum war immer, Polizist zu werden, «carabiniere». Ich versuchte, aufgenommen zu werden, aber sie nahmen mich nicht, weil mein Vater links war. Er war ein hundertprozentiger Sozialist. Sie fanden, man könne doch nicht den Sohn von jemandem, der gegen die Regierung ist, Polizist werden lassen, da dieser doch die Regierung zu verteidigen habe. Ich sagte dem Polizeichef, dass sie auf diese Weise gerade wieder einen Linken produziert hätten!

Wie wurde jemand im Hinterland von Neapel zum Sozialisten? In den Dörfern auf dem Land wird auch politisiert. Der Vater entwickelte seine politischen Ideen in seiner Jugend während der Mussolini-Zeit. Er war gegen den Faschismus. Zuerst im geheimen, dann aktiv in der Dorfpartei. Er musste auch Unannehmlichkeiten auf sich nehmen.

Was hast du als junger Mann bis zu deiner Emigration in San Marco gemacht? Ich arbeitete mit meinen Eltern auf dem Bauernhof. Wenn wir zu wenig Arbeit hatten, ging ich als Aushilfe zu Verwandten oder zu befreundeten Bauern, um etwas Geld zu verdienen, das ich aber zu Hause abgeben musste. Ich half einem Lastwagen-Besitzer bei Steintransporten. Später arbeitete ich für ein Strassenbauunternehmen, und auch diesen Zahltag musste ich schön brav zu Hause abgeben. Ich erhielt nicht einmal 1000 Lire, um ins Kino gehen zu können.

Wann hast du zum ersten Mal von Auswanderung gehört? 1953 wanderte mein Onkel nach Australien aus; und im gleichen Jahr ging meine Tante nach England. Meine ganze Familie weinte, als ob eine Katastrophe über uns hereingebrochen wäre. Das war die Zeit, als die grosse Auswanderung in unserem Dorf begann. Die Auswanderungsländer waren nicht nur Australien, England und Kanada, sondern auch Deutschland, die Schweiz, aber auch Südamerika – Argentinien, Chile, Bolivien, Peru, Uruguay, Brasilien. Das eigentliche Traumland war Amerika. Da hiess es: «Der wird schnell reich und kommt zurück als Amerikaner!» Und wenn dann ein Emigrant ferienhalber zurückkam, hiess es: «Arrivato l'Americano! Der Amerikaner ist angekommen!» Auch bei den ersten Emigranten in die Schweiz, die als Saisonniers jeweils für zwei Monate im Jahr zurück ins Dorf kamen, hiess es: «Sono arrivati gli Svizzeri!» Aber ich kann mich nicht erinnern, dass irgendwann jemand aus Amerika kam und wirklich reich war. Offenbar sind die Leute aus San Marco immer am falschen Ort gelandet.

Wie hast du dich zur Auswanderung entschlossen? Ich sah, dass das Land, das meine Eltern bebauten, nicht reichte. Und ich wollte auch nicht immer zu Hause bleiben und mit meinem Vater zusammenarbeiten. Mir passte seine patriarchalische Haltung nicht; ich wollte selbständig sein. Nach meinen Bemühungen, bei der Polizei unterzukommen, versuchte ich es auch bei der Armee als Freiwilliger. Das klappte auch nicht. Dann sagte ich mir: «Es gibt nur eins – ins Ausland!»

Ich kannte Leute aus meinem Dorf, halb Verwandte, die bereits in der Schweiz waren. Und ein Cousin arbeitete als Laufbursche in einer Metzgerei in Zürich. Er bemühte sich, für mich in einem Restaurant etwas zu finden, doch ohne Erfolg. Ein weit entfernter Verwandter schrieb mir dann, er hätte etwas für mich – in einer Gärtnerei. Wenn ich kommen möchte, müsse ich ihm nur Bescheid geben, und er schicke mir dann den Vertrag. Ich war noch nicht ganz einundzwanzig, als ich den Vertrag unterzeichnete. Am 2. Juli 1962 bin ich von zu Hause abgereist.

Wie war deine Ankunft in Zürich? In Zürich war schönstes Wetter, ein prächtiger Sommertag. Ein Mitreisender sagte zu mir, er werde von seinem Cousin und dem Hotelier, bei dem er arbeite, am Bahnhof abgeholt. Da könne man ja den Hotelier gleich fragen, ob er nicht meinen Arbeitgeber anrufen könnte. Und alles klappte. Der Hotelier beschrieb meinem Arbeitgeber, wie ich aussah, was ich anhatte, und sagte zu mir, ich solle ja an dieser Stelle stehenbleiben und warten, bis mein Arbeitgeber mich abholen käme. Er sei noch am Essen, und es dauere noch eine halbe Stunde, bis er komme. Nach etwa

einer dreiviertel Stunde sah ich einen Mann in Gärtnerbekleidung mit Gummischuhen auf mich zumarschieren. Er schaute mich an: «Tremonte?» – «Si! Weber?» – «Si.» Er nickte, nahm meinen Koffer, und wir gingen zu seinem Auto, einem Landrover, stiegen ein, und es kam mir vor, er fahre wie ein Wilder drauflos. Wir fuhren bloss bis nach Unter-Affoltern, aber es kam mir vor wie bis ans Ende der Welt. So weit weg vom Bahnhof. Wie würde ich den Weg zurück wieder finden?

Dann erstes Bekanntmachen mit der Familie von Herrn Weber, den zwei Arbeitern, einem Österreicher und einem Italiener aus meinem Dorf. Herr Weber sagte mir, dass ich heute noch frei machen dürfe, aber morgen um sieben Uhr beginne die Arbeit. Er zeigte mir das Zimmer, das ich mit seinem Onkel teilte. Herr Webers Mutter fragte mich, ob ich essen wolle. Ja, sagte ich, ich sei hungrig. Sie brachte mir einen Fleischvogel, mit einer guten Sauce und Brot. Dann bedeutete sie mir mit Kopfnicken und mit mir unverständlichen Worten, ein Stück Brot, das sie abbrach, in die Sauce zu tunken und es mir in den Mund zu stecken. Ebenfalls mit Kopfnicken und Worten, die nun ihr nicht verständlich waren, gab ich ihr meinerseits zu bedeuten, wie sehr es mir schmeckte. Wir lachten und verstanden uns bestens.

Dann ging ich noch etwas in der Nachbarschaft spazieren, weil ich wusste, dass da noch einige meiner «paesani» wohnten. Durch Zufall habe ich unterwegs tatsächlich jemanden aus meinem Dorf getroffen. Er war auf dem Weg zu Bekannten und nahm mich mit. So verbrachte ich den ersten Abend mit ihnen, ging dann zurück in mein Zimmer, und am andern Tag ging's los mit der Arbeit.

War es schwere Arbeit? Bei uns zu Hause auf dem Bauernhof war sie viel härter. Und doch war es anstrengend. Der Gärtner hatte viele Kunden, die regelmässig telefonisch bestellten und denen man Salat und Gemüse bringen musste. Zweimal in der Woche, am Dienstag und am Freitag, ging er auf den Markt am Bürkliplatz. Er war dort bekannt für seine Frischprodukte. Am Vortag durften wir vor vier Uhr nachmittags nichts ernten. Mit dieser Arbeit waren wir abends zwischen 7 und 8 Uhr fertig. Nach dem Abendessen ging es los mit den Vorbereitungen: Karotten und Radieschen waschen und zusammenbündeln, Salat vorrüsten usw. Nachts zwischen 12 und 1 Uhr wurde man mit der Arbeit fertig, dann ab ins Bett und am Morgen wieder um 7 Uhr aufstehen. Es gab kein Geld für Überstunden. Alles war im Lohn inbegriffen. Ich verdiente 300 Franken im Monat, dazu Kost und Logis. Nach einem Monat wurde der Lohn um 30 Franken erhöht, weil ich

gut arbeitete. Und nach einem weiteren Monat gab es nochmals 20 Franken dazu, so dass ich dann 350 Franken Monatsgehalt hatte.

Wie lange bist du an dieser Stelle geblieben? Ich hatte einen Saisonvertrag, am 22. Dezember musste ich wieder gehen. Im November und Dezember schneite es oft, und die Kälte hielt an. Wenn wir jeweils Rosenkohl pflücken gingen, erstarrten unsere Hände in der Kälte. Um an den Nüsslisalat heranzukommen, mussten wir den Schnee wegräumen. Alle trösteten mich: Es sei wirklich ein besonders strenger Winter – es war das Jahr, als der Zürichsee ganz zufror, der Winter 1962/63. Ende Februar war ich schon wieder in Zürich.

Beim zweiten Mal in der Schweiz wollte ich etwas anderes machen. Ich machte mich auf Arbeitssuche und erfuhr dabei, wie schwierig es ist, wenn du die Sprache nicht beherrschst. Da gehst du von Fabrik zu Fabrik, von Restaurant zu Restaurant, von Metzgerei zu Metzgerei, und überall heisst es: nein, nein, nein. Ich suchte eine Woche lang. Ein Zimmer hatte ich bereits. Und dann fand ich Arbeit in einer Kühlschranksfabrik als Hilfsarbeiter, als «tutto fare», als Allesmacher: putzen, dem Magaziner helfen, aus- und aufladen. Dann musste ich jemanden, der erkrankt war, ersetzen, und zwar beim Grundieren von Kompressoren. Diese mussten dann nachher nach den Farbwünschen der Kunden gestrichen werden. Beim Grundieren mussten wir mit einem grässlich stinkenden Lösungsmittel arbeiten, so dass ich den ganzen Tag Kopfweg hatte. Ich fragte, ob ich woanders arbeiten könne. Nein, war die Antwort. Sie hätten sonst niemanden für diese Arbeit, ich müsse dranbleiben. Ich fand dann über einen Verwandten eine Stelle als Magaziner bei einer Baumaschinenunternehmung. Ich verdiente dort 4.15 Franken pro Stunde.

Ich hatte Glück, dass ich bei der Baumaschinenfirma den ganzen Tag mit Schweizern zusammenarbeiten konnte. Am Anfang wollte mich der Lagerchef nicht: «Der spricht nicht Deutsch, was soll ich mit dem anfangen?» Doch der Betriebsleiter meinte: «Der wird es dann schon lernen, du musst nur langsam mit ihm reden.» Ich hatte zwei nette Kollegen, die immer Geduld mit mir hatten. Nach ein paar Monaten konnte ich mich einigermassen mit ihnen auf schweizerdeutsch verständigen. Dazu besuchte ich noch Deutschkurse an der Gewerbeschule.

Wie hast du damals gewohnt? Es war schwierig, ein Zimmer zu finden. Die Löhne waren für einen Hilfsarbeiter so niedrig, dass ein Zimmer für dich allein zu teuer gewesen wäre. So wohnte ich in Zürich-Affoltern in einer

ehemaligen Lastwagengarage, wo du noch das Lastwagen- und Dieselöl riechen konntest. Die Besitzerin hat die Räumlichkeiten schnell gestrichen und ein Wohnprovisorium daraus gemacht. Sie bestückte den Raum mit elf Betten, und im Vorder- raum, wo vorher das Büro war, wurde eine Dusche eingerichtet, wurden vier Gaskocher installiert. Jeder erhielt ein Kästchen für das Notwendigste; ein Kühlschrank fehlte. Die Frau wusste sehr wohl, wie sie aus der Garage möglichst viel Geld herausholen konnte. Du konntest keine Milch und kein Fleisch aufbewahren, weil es sofort kaputtgegangen wäre. So wohnten wir zu elft in einem Raum, und in einem Nebenraum wohnten weitere sechs.

Wie hoch war die 60 Franken im Monat, und das war im Jahr 1963 ziemlich viel.
Miete? Im Nebenraum mit den sechs Betten zahlten sie 70 oder 75 Franken pro Person.

Wie gestaltete sich das Zusammenleben auf so engem Raum? Es war auch lustig, weil es junge Leute dabei hatte. Wir machten viel Blödsinn. Es hatte aber auch ältere Männer, und die waren von den Entbehrungen der Emigration bereits gezeichnet. Männer, die ihre Familie in Italien hatten und vom Heimweh nach ihren Kindern geplagt wurden. Einige hatten auch Heimweh nach Italien. Es gab einen Plattenspieler, und jeder hatte seine Lieblingsstücke. Der eine liebte es eher nostalgisch, der andere patriotisch. Als wieder einmal eine patriotische Welle im Sinne von «Wir Italiener» und «Unser Italien» über uns schwappte, rief ich laut aus: «So werft doch diesen Ramsch fort! Was hat denn Italien für uns schon gemacht: unseren Pass mit dem Stempel «repubblica italiana passoporto» versehen und dann via! gang! hopp! Wir haben nichts mehr mit dir zu tun!» Und dann machten wir Witze: Was macht Italien für seine Bewohner? Einen Stempel in den Pass, damit sie auswandern können!

Welche Lebensziele hast du dir gesteckt? Ursprünglich kam ich mit der Absicht, möglichst viel zu verdienen und zu sparen, um mit dem Ersparten zurückzugehen nach Italien. Doch dann erfährst du hier, dass du als Hilfs- arbeiter oder Handlanger nie einen wirklich guten Lohn verdienen kannst, dass die Realität ganz anders aussieht; du willst ja nicht nur sparen, sondern auch leben. Am Anfang schickte ich immer Geld nach Hause, denn ich wusste, dass sie in Not waren; auch damit sie das Haus etwas bewohnbarer machen konnten, damit jeder ein eigenes Zimmer hatte. Dann sind plötzlich so viele Jahre vergangen, und du fühlst dich in Zürich wohl und hast dich angepasst; und kannst mit den Leuten hier reden, so dass du die Träume, die du gehabt hast, irgendwann auf die Seite legst.

Warum hast du eine Schweizerin geheiratet? Es war reiner Zufall, es hätte geradesogut eine Italienerin sein können oder eine mit einer anderen Nationalität.

In welchem Alter dachtest du ans Heiraten? Eigentlich von dem Moment an, als ich mich innerlich entschieden hatte, hier zu bleiben. Da war ich etwa dreissig. Irma, meine Frau, lernte ich dann aber erst später kennen – als ich dreiunddreissig war.

Wie hast du dich nach deiner Niederlassung in der Schweiz gefühlt? Nachdem ich mich entschieden hatte, hier zu bleiben und sesshaft zu werden, fühlte ich mich auch nicht mehr als Fremder. Und es war mir egal, was andere über mich dachten. Wenn einer auf mich zukommt und meint, mich abschätzig behandeln zu können, dann mache ich ihn schon fertig. Da gab es viele, die meinten: «Ihr habt uns etwas weggenommen!» Dann antwortete ich immer: «Erzähl einmal, was ich dir weggenommen habe. Du kannst es gleich wieder zurückbekommen. Wenn du das Gefühl hast, ich hätte dir den Job weggenommen, dann kannst du ihn gern haben, ich gehe mir einen anderen suchen. Oder wenn du meinst, ich hätte dir die Wohnung weggenommen, dann schau sie dir an, und wenn du auch bereit bist, so viel dafür zu bezahlen, wie ich bezahle, dann kannst du sie haben. Aber du hast die schönere Wohnung und zahlst weniger dafür, warum hast du trotzdem dieses Gefühl?» – «Ja, weisst du, ich habe nichts gegen dich», heisst es dann immer, «aber die anderen!» Ja, welche anderen denn?

So denken eben Leute, die keine eigene Meinung haben, sondern sie einfach von anderen übernehmen. Auch wenn ich sprachlich immer noch viele Fehler machte, fühlte ich mich plötzlich selbstsicher genug, um mich auf solche Diskussionen einzulassen. Ich mache meinen Job, ich tue meine Pflicht, ich zahle meine Steuern, warum soll ich einen Schritt zurückgehen, nur weil er Schweizer ist? Hat er sich seinen Geburtsort eigentlich höchstpersönlich ausgesucht? Es hat auch für die Schweizer einmal ganz andere Zeiten gegeben, als sie auch massenweise auswandern mussten. Ich sage mir, ihr habt uns geholt, wir sind gekommen, und jetzt sind wir da. Wenn es solche gibt, die zurückkehren wollen, sollen sie das tun; aber ich will dableiben. Und wenn jemand die Zahl der Ausländer begrenzen will, dann soll er dies auf dem politischen Weg versuchen.

Hattest du Angst vor den Schwarzenbach-Anhängern? Gar nie, weil ich mit Kollegen sprach, Zeitungen las und daher immer wusste, dass es Pro und Kontra gab. Und wenn du Diskussionen am Fernsehen mitverfolgt hast, konntest du erleben, dass die Gegner der Rechten in der Mehrheit waren

und als die Vernünftigeren auftraten. Die Rechten waren die Extremisten, die mit den Scheuklappen. Auch Arbeitskollegen sagten mir deutlich, dass die Schweiz Leute wie Schwarzenbach nun wirklich nicht brauchen könne. Und trotzdem habe ich gestaunt, dass Schwarzenbach so viele Unterschriften sammeln konnte. Aber nur wenige von denen, die Schwarzenbachs Initiative gegen die sogenannte Überfremdung unterschrieben hatten, wagten es, öffentlich zu ihrer Meinung zu stehen. Diese Zivilcourage hat den Schwarzenbach-Anhängern gefehlt.

Und wie war dein Verhältnis zum Schweizer Staat? Mit einer Ausnahme erlebte ich die Schweizer Beamten als sehr zuvorkommend, kompetent und hilfsbereit. Was ich hingegen als ungerecht empfand, war die Tatsache, dass deutsche und österreichische Arbeitskollegen bereits nach fünf Jahren die Bewilligung C erhielten, und wir Italiener mussten zehn Jahre warten.

Als was fühlst du dich am ehesten? Als Weder-Noch. Ich fühle mich nicht als Schweizer, aber auch nicht hundertprozentig als Italiener. Die 21 Jahre, die ich dort unten gelebt habe, sind weiterhin da, das sind meine Wurzeln. Es ist die gleiche Frage, ob es ein Schweizer Wein ist, wenn du amerikanische Reben in die Schweiz importiert und angepflanzt hast. Von mir aus könnte man alle Grenzen abschaffen. Wir sind Europäer, und basta. Die ganze Pass-, Zoll- und Grenzbürokratie ist einfach zu eng.

Wie siehst du die Zukunft der jungen Italiener der zweiten Generation? Bei der Bank, in der ich arbeite, habe ich während sechs Jahren Lehrlinge betreut, und da hatte es viele junge Italiener dabei. Alle, die in eine Schweizer Schule gegangen waren, haben keine Probleme. Die meisten sagen: «Ja, ich gehe oft nach Italien in die Ferien und bin gerne Doppelbürger»; aber nur ganz wenige reden vom Zurückgehen, um für immer dort zu bleiben. Sie machen sehr viel für ihre Weiterbildung, sind integriert und haben die Nase immer vorn. Nach der Lehre wollen sie als Schalterbeamte arbeiten und dann in den Handel gehen. Sie haben auch Vorteile gegenüber Schweizern und anderen jungen Ausländern: Erstens sind sie zweisprachig aufgewachsen, und zweitens haben sie einen EU-Pass, der es ihnen erlaubt, auch in London zu arbeiten, wenn es dort für Schweizer fast keine Bewilligungen mehr gibt. Probleme haben diejenigen Jungen, die in italienische Schulen geschickt wurden. Einer sagte zu mir: «Ich hasse meinen Vater, weil er mich in die falsche Schule geschickt hatte!» Anstatt dass er nach der Schule mit einer Lehre beginnen konnte, musste er erst noch ein Jahr in eine Integrationsklasse, um besser Deutsch zu lernen. Meiner Meinung

nach sollten die Italiener in der Schweiz die Schweizer Schulen besuchen und jeweils nach der Schule zusätzlich Italienischunterricht nehmen, um den Kontakt zur heimatlichen Kultur aufrechtzuerhalten.

Nigg, Heinz (1999) Da und fort. Leben in zwei Welten.
Zürich: Limmat Verlag und www.migrant.ch



Except where otherwise noted, this site is
licensed under a [Creative Commons Attribution 2.5 License](https://creativecommons.org/licenses/by/2.5/)